

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 34.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von A. Kautsky.

(7. Fortsetzung.)

Alfred war an das Fenster getreten und seine Augen starrten hinaus, über die im Sonnenschein erglänzenden, träge dahin ziehenden Fluten des Kanals.

Er suchte seine Erregung zu meistern, aber Gedanken stiegen in ihm auf, die ihn zu einem Entschluß zu drängen schienen. Und wenn ich nun doch ginge? sie hat ihr Kind, sie wird's ertragen — sie wird's vielleicht sogar billigen, wenn ich ihr nur Geld zurücklasse! — Und sie würde sich nimmer so plagen müssen. — Und wenn ich dann mit einigem Vermögen wiederkehre, und ihr und unserem Kinde ein behagliches Dasein schaffen kann, so wird sie den Entschluß noch segnen. Er blickte zu ihr hinüber. Soll ich es vorbringen, soll ich es ihr sagen? Er wendete sich ihr entgegen. Sie sah auf; sie fühlte, daß er ein Wort der Versöhnung sprechen wollte, und in freudiger Bewegung, in sich nie verleugnender Gutherzigkeit wollte sie ihm zuvorkommen. Sie legte das Kind beiseite, und an ihn herankommend, schmiegte sie sich mit einer fast leidenschaftlichen Härlichkeit an seine Brust.

„Habe Geduld mit mir, Alfred; es ist war, ich verstehe nicht immer deine Gedanken, ich weiß so oft nicht, ob ein Ja, ob ein Nein aus meinem Munde dir willkommen wäre, aber ich liebe dich so unendlich, und ich fühl's immer deutlicher, Alfred, ich könnte nicht mehr leben ohne dich und ohne deine Liebe.“ Sie umschlang ihn mit beiden Armen.

„Und wenn eine kurze, eine nur zeitweilige Trennung geboten wäre, Marie?“ fragte er vorsichtig.

Sie erbebt in seinem Arm und in jähem Schreck sah sie zu ihm empor.

„Eine Trennung,“ lächelte sie, „eine Trennung!“ Die erblaßten Lippen preßten sich wie im Krampf zusammen, die ganze zarte Gestalt zitterte.

Er fühlte, wie tief das gegangen, wie sie im Innersten davon getroffen war.

„Nein,“ sagte er rasch, „beruhige dich, es war ein Wort ohne Bedeutung, ein zufällig hingeworfenes Wort, beruhige dich — ich bleibe bei dir.“

Sie erfaßte seine Hände und küßte sie, wie im heißen Danke, wieder und immer wieder.

„Ich weiß es ja, du könntest so etwas nicht wirklich denken, du könntest nicht so grausam sein; du bist gut und hast deine Marie doch auch gerne; und wenn du auch eine gescheitere Frau hättest haben können, so könnte es doch keine geben, die dich mehr lieb hätte, als ich.“ Sie lächelte und er schob sie sanft von sich.

„Ich weiß das, aber du sollst nicht meine Hand küssen, es ist die Huldbildung einer Sklavin.“

„Daß mich deine Sklavin sein; und bist du nicht mein Herr, mein alles?“

Er küßte sie auf die Stirn, gleichsam zur weiteren Beruhigung, und sagte dann halb unmutig, halb lachend: „Nun ja, ja, aber zwei so alte Eheleute, wie wir sind, machen sich doch keine Geständnisse mehr.“ Er tat einige Gänge im Zimmer auf und nieder, dann näherte er sich wieder seiner Frau, und in ruhig gelassenem Ton bemerkte er: „Elvira hat morgen ihr erstes Auftreten, du wirst sie sehen wollen.“

„Sehr gern, Alfred, aber wenn du es nicht wünschst —“

„Und warum sollte ich es nicht wünschen? Im Gegenteil, ich wünsche, daß du Zeuge der Triumphe seiest, die deine Schwester morgen feiern wird.“

„Aber das Kind, ich kann es doch nicht allein lassen.“

„Domenika wird darüber wachen.“

„Sie ist unverläßlich, und auf so viele Stunden möchte ich ihr die Kleine nicht anvertrauen.“

„Elvira hat uns eine Loge angewiesen, du wirst also kommen und gehen können, wenn es dir beliebt.“

„Eine Loge!“ rief Marie und sie errötete ein wenig. „Ich soll in einer Loge sitzen? Aber, da wird man von allen gesehen und betrachtet,“ fügte sie verschämt hinzu.

Alfred lächelte. „Nun, ich denke, du kannst dich immerhin sehen und betrachten lassen; mache dich nur ein wenig hübsch, hörst du Marie? Ich will es, daß du an diesem Abend hübsch seiest.“

Er entfernte sich hierauf und ließ die arme Frau in einiger Verwirrung zurück.

Raum eine Stunde später legte eine Gondel an den Stufen des Palastes an.

Eine hohe, schlanke Männergestalt verließ das Fahrzeug und sprang über die Treppen nach dem zweiten Gelasse empor. Von Domenika geführt, aber unangemeldet, trat der Fremde in das Wongemach, und mit einem Freudenaustruf, und fast wie im Ueberfall, schloß er die junge Frau in seine Arme.

„Marie,“ rief er, „teure, liebe Marie!“

Sie wand sich errötend aus seinen Armen. „Fritz Berger, willkommen, willkommen!“ Sie streckte ihm ihre Hände entgegen.

Er erfaßte sie, und lachend, in stammelnder Freude schüttelte er diese Hände und zog sie näher und ganz nahe.

„Meine Freundin, meine Schwester, — lassen Sie mich doch Ihre Hände küssen! Würden Sie nur, wie es so einem Bagabunden zu Mut ist, der jarelang von allem getrennt war, was er lieb hat, — wie es so einem armen Kerl ums Herz ist, Marie, wenn er einmal wieder einem Wesen gegenüberstet, dem er nicht gleichgiltig in die lieben Augen sehen kann, — ja, in diese lieben, lieben Augen, die mich an eine Zeit erinnern — eine schöne Zeit, wo —“ Er sah sich plötzlich im Gemache um. „Ist sie nicht da? Minna? Mir ist, als müßte sie jetzt und jetzt hereintreten, — als müßte diese Thür sich öffnen und —“ Er sprang gegen dieselbe und riß sie auf. Er blickte in Alfreds Arbeitszimmer, es war leer. Er schüttelte den Kopf: „Nein, sie ist nicht da, es wäre auch zu schön gewesen, es hätte sich mir alles erfüllt und ich wäre dann gewiß vor Freude verrückt geworden. — Aber das ist Alfreds Atelier, er ist also nicht zuhause?“

„Er ist fortgegangen, wir haben Sie heute noch nicht erwartet, Fritz.“

Er sah sie groß und verwundert an. „Nicht heute erwartet, aber doch erwartet? Und jetzt fällt mir's erst auf, Sie waren garnicht so sehr überrascht, als ich da wie eine Bombe hereinsplagte; und doch war diese Ueberraschung von mir geplant gewesen; wer also hat Ihnen mein Kommen verraten?“

„Minna hat uns davon geschrieben, wir erhielten gestern ihren Brief.“

„Die Blaudehaste!“

„O, uns war diese Neuigkeit schon vorher bekant geworden, wir waren von Ihrem Engagement schon vor einigen Tagen in Kenntnis gesetzt durch“ — sie lächelte schelmisch — „eine andre Person.“

Fritz sah sie betroffen an, eine Frage schien sich auf seine Lippen zu drängen, aber er unterdrückte sie, und wieder ergriff er in seiner herzlich brüderlichen Weise ihre Hände.

„Und Sie sind wol und gesund, Marie, und Sie sind gern hier und fülen Sie nicht zu vereinsamt? Sie sind ja Mutter! Aber wo ist das Kind? Meiner Trea, das Kind! Ich muß das Kind sehen, von dem mir seine Tante so oft und so viel geschrieben hat, daß ich mich schon im vorhinein als sein Onkel füle.“

Marie fürte ihn an das Bettchen der Kleinen. „Die Spizbübin!“ rief die junge Mama lachend und mit einem ganz verklärten Ausdruck. „Sehen Sie nur, Fritz, was sie da treibt, alle ihre Hüllen hat sie heruntergestrampelt und — ah, das Närrchen, ihr Wickelband hat sie in ihre Behen versflochten!“

Fritz sah mit fröhlichen Augen auf das kleine, wolgenährte Geschöpfchen herunter.

„Wie hübsch und drollig so ein Kindchen ist,“ sagte er, „wie allerliebste, und jetzt, da sehe man, jetzt steckt sie mit der Geschicklichkeit eines Clown ihre große Behe in den Mund.“

Fritz und Marie lachten beide laut auf, beide augenscheinlich entzückt. „Ist sie nicht zu lieb?“ fragte die Mutter.

Fritz beugte sich herab, er ergriff das Kind und hob es, one jede Umhüllung, in die Höhe, um es zu küssen. Die Kleine jauchzte.

„O, nicht doch,“ rief Marie besorgt, „sie ist noch so zart, Sie könnten ihr wehe thun.“

„Beware, übrigens ist das ein ganz tüchtiges, festes Mädel!“

„Ja, und der Herr Onkel tut auch so ungenirt mit ihr, das schickt sich ja garnicht.“

Fritz lachte noch herzlicher, und auch die Kleine schien das sehr lustig zu finden; sie hüpfte auf Fritzens Arm und schien ganz und garnicht damit einverstanden, als die verschämte Mama sie nun sorglich wieder in ihre Tücher wickelte. Sie strampelte ungeduldig mit den Füßchen, und Fritz behauptete, sie wolle bei dem Onkel bleiben und sie hielt ihn so fest am Daumen, daß er nicht loskommen könne. Die Mama befreite hierauf den großen Onkel aus diesen kleinen Händchen, aber dieser sah noch immer wie verliebt in das frische Gesichtchen.

„Ich glaube, sie siet ihrer Tante änlich, — finden Sie nicht, Marie? Sie hat dieselben Grübchen in den Wangen und im Rinn.“ Dann überflog es wie ein Schatten dies männliche Gesicht.

„Ist es nicht traurig, daß ich und Minna noch immer getrennt sind, daß vier Jare uns unserm Glücke nicht näher gebracht haben, — wenn Sie wüßten, Marie, wie ich mich darnach sehne!“ Das hatte so weich geklungen, aber nun warf er den Kopf wie in zürnender Ungebuld zurück, und auch im Ton sprach sich einige Herbheit aus. „Aber es müßte nicht so sein, wir wären längst vereint, wenn Minna nur ernstlich wollte, wenn sie mich so liebte, wie ich sie, und wenn sie nicht so unerträgliche Rücksichten für die launenhafte Kind, ihre Schwester, zeigte.“

„Fritz, seien Sie nicht grausam gegen Malchen,“ bat Marie im beweglichsten Ton.

„Ach was, Malchen ist grausam gegen mich, ihr ganzes Sinnen und Trachten get darauf aus, unsre Vereinigung zu hintertreiben; am liebsten möchte sie wol unser Verhältnis gänzlich gelbst sehen.“

„Fritz, sie ist sehr krank, und Minna's Liebe und ihre Sorgfalt ist ihr einziger und letzter Trost; neiden Sie ihn nicht dem armen Kinde.“

„Ich will ja warten,“ versicherte Fritz, und aus seinen dunklen Augenblick verdüsterten Augen brach schon wieder der warme Herzensstral, gleich einem Sonnenblick aus finstern Gewölk, und die gutmütige Selbstironie kam sogleich hinterdrein. „Und tu' ich denn was andres seit vier Jaren? Ich warte geduldig und ergeben wie Jakob auf die Rahel, one daß mir indes der provisorische Trost einer Lea zugute kam. Meine einzige und größte Freude ist, mir meine künftige Häuslichkeit auszumalen, und werden Sie mir's glauben, Marie, ich habe schon einiges für unsre Wirtschaft angegeschafft.“

„Wirklich!“ rief Marie erfreut und interessirt. „Und was denn?“

„Eine Wäschemangel!“

Marie lachte laut auf. „Aber Fritz, das ist ja etwas, was man garnicht braucht.“

„Wir schon, und war's auch nicht für die Wäsche, so doch für meine Erfindung.“

„Sie haben schon wieder eine Erfindung gemacht?“

„Eine? Wenigstens ein duzend. Ich war nie so erfinderisch, als seit ich beim Theater bin; man hat bei diesem faulen, nichts-tuerischen Leben soviel Zeit zum Nachdenken; aber meine letzte Erfindung gebente ich auszunützen, sie soll mich zum reichen Manne machen.“

„Die mit der Wäschemangel?“

„Dieselbe. Ich werde damit auf die allereinfachste, schönste und billigste Weise Holztapeten erzeugen, indem ich die Struktur des Holzes durch einen starken Druck auf das Papier selbst übertrage, wodurch — Sie haben doch eine Wäschemangel im Haus?“

„Leider nein, nicht eine Spur davon.“

„Aber hoffentlich doch einen Rudelwaller?“

„O, den schon.“

„Gut, das ist alles, was ich brauche, und in Ermanglung einer Mangel werde ich Ihnen meine Holztapetenerfindung mit dem Rudelwaller vordemonstrieren.“

Sie lachten beide. Die fröhliche Laune des jungen Mannes, sein Humor, die natürliche, so überaus liebenswürdige und gewinnende Art, sich zu geben, wirkten wolthätig und erfrischend auf das etwas verschüchterte Wesen Mariens, und sie fülte sich angeregt, zur Heiterkeit gestimmt, wie lange nicht, sie tautete förmlich auf.

„Aber Sie sind doch nicht hierhergekommen, um Holztapeten zu machen?“ fragte sie neckend.

„Gewiß nicht, ich komme nach Venedig um Venedigs willen; wie schön es auch ist!“ Er sprang nach dem geöffneten Fenster und sah hinaus. „Das Herz get einem auf vor soviel Herrlichkeit. Diese Sonne, diese Dichteefekte, diese Farben, alles so tief, so leuchtend, — und diese Architektur! Welcher Geist, welche Leppigkeit, welcher Reichthum der Formen spricht sich darin aus, ah, es ist wunderbar!“ Aus seinen Augen leuchtete das Feuer einer waren Begeisterung. „Venedig zu sehen, diese Stadt des malerisch Schönen, war die Sehnsucht meiner Jugend gewesen, jetzt endlich hat sie sich erfüllt!“

Marie war zu ihm getreten, und mit dem Finger wies sie auf die andre Seite des Kanals.

„Da hinüber, sehen Sie, und wenn Sie Sich dann nach rechts halten, führt ein Kanal nach der Fenice, dahin ist wol Ihr erster Gang?“

„Ich denke nicht daran; das Theater siet mich erst bei der Probe, gewiß nicht früher.“

„Aber Ihre Kollegen werden Sie doch besuchen, und vor allem Ihre Kollegin —“ Sie machte eine Pause und sah Fritz von der Seite schelmisch an. „Der Primadonna Signora Bianca werden Sie doch Ihre Aufmerksamkeit machen?“

Fritz wante sich nach der Sprecherin um und sah ihr voll und mit einem Ausdruck liebenswürdiger Freimütigkeit in die Augen.

„Es ist Elvira, Ihre Schwester, ich habe es erst vor kurzem erfahren. Sie gilt als eine bedeutende Künstlerin; ich halte sie selbst dafür; aber sie hat es auch verstanden, sich rasch in die

Mode zu bringen," seine Lippen umzuckte es in leichter Ironie, „und dazu gehört weniger Kunst als — Routine.“

„Und Sie sind garnicht neugierig, sie wiederzusehen?“

Fritz neigte gegen Marie mit einiger Verbindlichkeit den Kopf: „Ich werde die Ehre haben, mit ihr zu singen, und ich werde mich ihr daher vor der Probe vorstellen.“

„Nicht früher!“ machte Marie mit einem Ausruf des Bedauerns, und dann in naiver Vertraulichkeit: „Wissen Sie, daß Elvira Ihnen weit mehr Interesse und Freundschaft bewahrt hat, als Sie für sie noch übrig zu haben scheinen.“

„Sie wußte von meinem Debut in der Fenice?“ fragte Berger rasch und mit einiger Schärfe.

„Freilich, und von ihr habe ich's zuerst erfahren; sie hat Sie vor einigen Monaten singen gehört, und sie ist der Meinung, daß Sie nur einiger Protektion bedürfen, um vorwärts zu kommen und Ihr Glück zu machen.“

Auf seinen männlichen Wangen flammte ein dunkles Rot auf. „Dann verdanke ich wol ihr diesen Ruf hierher, der mich in meiner Unbedeutendheit immer gewundert hat? Und ihrer Verwendung ist es wol zuzuschreiben, daß mir der Impresario dreihundert Francs für mein jedesmaliges Auftreten bezalen will, was ich vollends garnicht begreifen konnte?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Marie einfach, „aber ich weiß, daß Elvira es von ganzem Herzen wünscht, daß Sie recht bald in die Lage kommen möchten, Minna zu heiraten und glücklich zu werden.“

„Ich danke ihr,“ sagte er trocken, „aber ich hoffe mir dies Glück selbst zu erringen und allein zu verdienen.“ Er schweig einen Augenblick, dann warte er sich wieder an Marie, und seine Stimme klang so hell und seine Augen blizten so freundlich wie zuvor. „Ich laufe jetzt fort, mich treibt es hinaus, dieser Märchenwelt entgegen.“

„Aber Sie kommen bald wieder, Sie müssen bei uns wohnen, Fritz. Alfred freut sich so sehr darauf, und ich habe auch schon eine leere Stube für Sie zurecht gemacht, freilich sehr dürftig.“

„Marie,“ sagte Fritz in seinem wärmsten Ton, „meine teure Schwester, ich möchte Ihnen um keine Welt eine Unbequemlichkeit verursachen, aber sobald Sie schon für mich vorgesorgt haben, neme ich's mit Freuden an. Es wird mir wolturn, ein wenig einer Familie anzugehören, und Klein-Marietta darf auch nicht vernachlässigt werden; aber trotzdem werden Sie mich nicht allzuhäufig zuhause haben, ich werde mich sehr viel auf den Straßen herumtreiben, ah, ich kann es kaum erwarten, hinauszukommen.“

„Als ein echter Bagabund, der Sie sind,“ bemerkte Marie und lachend schüttelte sie ihm die Hand, die er ihr zum Abschied entgegenstreckte.

Erst am Nachmittag kehrte Fritz in das Haus seines Freundes zurück. Alfred hatte ihn schon mit Ungeduld erwartet und begrüßte ihn nun auf das herzlichste. Er zeigte sich von dem Auftreten und dem veränderten Wesen seines Jugendfreundes angenehm überrascht. Er fand ihn so kraftvoll in seinem Aeußern und dennoch von einer ganz ungefuchten Noblesse, welche er ihm vorher nicht zuerlant. In diesem Augenblick lag eine schöne Begeisterung in seinen Augen.

Fritz gestand auch, daß er sich in einem Rausch des Entzückens befinde, in den Benedigs Eigenart, seine Pracht und Schönheit ihn versetzte. Er begann dem Freunde die Eindrücke zu schildern, die es auf ihn hervorgebracht, und die auf ihn, der jarelang den Anblick großer erhabener Kunstschöpfungen entbehren mußte, überwältigend gewirkt hatten.

„Wenn ein Funke künstlerischen Empfindens in einem Menschen wont, hier muß er zur Flamme sich entfachen,“ rief er; „hier oder nirgends muß jede künstlerische Individualität zum Durchbruch kommen.“

Blötzlich hatte er selbst ein Stück Krole in der Hand, und nun schilderte er dem Freunde eine Straßenszene, welche er heute mit angesehen, und welche ihn durch ihren Humor und in ihrer Charakteristik gefesselt hatte, und während er sprach, gleichsam veranschaulichend, skizzierte er die ganze Szene auf die Rückseite eines aufgespannten Kartons, der vor ihm auf einer Staffelei stand. Dann setzten sie sich davor und sie lachten beide über die gelungene, so äußerst realistische Darstellung.

„Man sieht, du hast in den vier Jaren deine Kunst nicht ganz vernachlässigt,“ sagte Alfred.

„Ich habe nichts gemacht, was unter diese Rubrik gezählt werden dürfte.“

„Und heute siehst du, daß dennoch ein künstlerisches Können in dir ruht, das —“

„Heute fühle ich, daß ich das Auge eines Künstlers habe, und daß das Schöne eine Begeisterung in mir erweckt, und ein Gefühl der Wonne, das unbeschreiblich ist.“

„Und das uns doch nur dann ergreift,“ erwiderte Alfred, „wenn unser Gemüt frei ist, das Auge hell, wenn unser Geist nicht bedrängt und gequält ist von den kleinlichen Sorgen des Lebens. — Es braucht die ganze volle Kraft unseres Wesens, um das Empfangene zu verarbeiten, daß es sich in unser Ich auflöse, um es dann als selbständige Schöpfung wieder zu geben.“

Fritz sah den Freund betroffen an, das hatte so befremdlich geklungen, so gepreßt.

Er bat ihn hierauf, ihm seine Arbeiten zu zeigen, seine künstlerischen Entwürfe.

„Ich habe nicht viel zu Hause,“ sagte Alfred halb lachend, „von fertigen Bildern nichts, was mich befriedigt.“

„Einige Studien werde ich dir zeigen, morgen, ich habe sie in Portefeuilles vergraben, diese dürften dir vielleicht gefallen.“

Alfred lachte. Fritz aber meinte, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Jetzt ward die Tür leise aufgemacht, und Marie trat herein. Sie trug ein seidenes Kleid, das jedenfalls für feierliche Gelegenheiten bestimmt und dafür zurückgelegt, das aber niemals hübsch und nun ganz unmodern geworden war.

Sie schien sich auch nicht behaglich darin zu fühlen; sie blieb an der Türe stehen, und schüchtern und verlegen blickte sie zu ihrem Manne herüber.

„Elvira hat die Gondel geschickt, uns zum Diner abzuholen,“ meldete sie, „ich neme die Kleine mit, und da möchte ich denn gleich einsteigen, wenn es dir recht ist.“

Alfred hatte seine Frau mit keineswegs zufriedenen Augen gemustert. Wie schlecht trug sie sich auch, wie ungünstig sah sie aus. Er hatte seine Frau niemals in Gesellschaften geführt, er hatte sich um ihre Toilette niemals gekümmert, aber heute irritierte es ihn, daß sie in einer solchen, die auch nicht den geringsten Ansprüchen auf guten Geschmack genügen konnte, bei ihrer eleganten Schwester sich einfanden, an seinem Arm in ihren Salon treten sollte.

Sie mußte geradezu lächerlich erscheinen und er mit ihr. Seine Stirne zog sich finster zusammen. Fritz war indes auf die junge Frau zugegangen. Es hatte ihn eigentümlich berührt, sie so demüthig, so zaghaft an der Schwelle stehen zu sehen, die fragenden Augen ihrem Manne entgegen gewant, der gleichwol noch mit keiner Silbe ihr geantwortet; er hatte ihre Hand ergriffen und sagte nun teilnamsvoll: „Sie sehen echauffirt aus, Marie, Ihre Wangen glühen, Ihre Hände zittern.“ Sie sah ihn an und mit einem verschämten Lächeln flüsterte sie: „Ich habe Herzklopfen.“

„Wobon Marie, weshalb?“

„Dieser Besuch bei meiner Schwester regt mich auf — ich fürchte mich davor — ich bin so lange nirgend hingekommen — und es soll so elegant bei ihr sein — sie empfängt so meine Gesellschaft — wie werde ich mich da zurechtfinden.“

Sie hatte es flüsternd, nur in abgerissenen Sätzen hervorgebracht, ihr Mann hatte gleichwol den Sinn ihrer Worte sehr gut erfaßt.

„Sie ist immer noch die Kleinstädterin in allem und jedem,“ äußerte er scherzend gegen Fritz.

Es sollte eine Entschuldigung sein und wurde zu einer bitteren Anklage. Dann trat er an seiner Frau heran und fragte leiser: „Hast du kein anderes Kleid, das du anziehen könntest?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist mein bestes,“ versicherte sie, „und es ist aus schwerer Seide, Mama hat sie selber ausgesucht.“

Alfred lachte auf. „Ah, es ist aus einem waidinger Atelier hervorgegangen, man sieht es wol; nun, ich denke, es wird für Elvira, als eine Erinnerung an die Heimat, von einigem Interesse sein!“

Sie sah ihn mit unsicheren Augen an: „Wünschst du, daß ich zuhause bleibe?“ fragte sie beslemt.

(Fortsetzung folgt.)





Ein erfolgreicher Kampf der Chemie gegen unterirdische Rebenverwüster.

Von Rothberg-Lindener.

„So get es fort, man möchte rasend werden! — Der Luft, dem Wasser, wie der Erden — Entwinden tausend Keime sich — Im trocknen, feuchten, warmen, kalten.“ — So läßt Goethe den Mephisto die unübersehbare, unausstilgbare Zeugungskraft der Natur in all' ihren Bereichen kenzeichnen! Und diese Keime, und die daraus entwickelten Organismen beengen dem Menschen das Feld des Daseins, in dem er wurzelt und woher er seine Lebensbedingungen ergänzt; sie konkurriren mit ihm, sie dringen auf ihn ein, sie bedrohen seine Existenz, indem sie ihm Wasser, Luft und Erde nicht selten vergiften. — Grade die jüngsten, auf dem Gebiete der Natur so emsig forschenden Jahrzehnte haben uns mit einer solchen Unmasse von kleinen pflanzlichen und tierischen Zerstörern bekant gemacht, die uns teils direkt zuleibe zu gehen geneigt sind, teils die zu unsrer Ernährung und unserm Wohlstand notwendigen Haustiere und Kulturgewächse zu vernichten streben, — oft mit Erfolg, da eine Vernichtung dieser winzigen Individuen zwecklos ist, sie aber meist unangreifbar sind, sobald sie in Scharen und Massen auftreten, — sodaß uns ein verzweifelndes Bangen befallen müßte, wenn nicht unsrer in so vielen Fällen diesen Uebeln gegenüber einzugesethtenden Dnmacht einzelne und immer mehr andere Fälle gegenüber träten, in denen wir von der Wissenschaft auch erfolgreiche Mittel zur Bekämpfung dieser unfassbar scheinenden Feinde in die Hand bekämen.

Ein solcher erfolgreicher Kampf der Wissenschaft gegen verderbliches Ungeziefer ist nach den nun vorliegenden, bis sechs Jare zurückreichenden Erfahrungen derjenige der Chemie gegen die Reblaus (*Phylloxera vastatrix*). Als sie zu Beginn des vorigen Jahrzehnts, zuerst unsichtbar, in den besten französischen Weinbaudistrikten als Vernichter auftrat und, rasch unsichgreifend, die Rebkultur vollständig unmöglich zu machen drohte, da sie den Ertrag des Weinstocks weit unter den Wert der aufgewandten Arbeit reduzierte, da mußten die heimgesuchten Winzer natürlich zunächst ratlos und verzweifelnd dastehen. Selbst das von der alten Schablone und der neuerregten Wut eingegebene, dem Weinbau als Gewerbe tödlich ins Fleisch schneidende Mittel, die kranken Stöcke auszureißen, zu verbrennen, und dafür neue zu setzen, half nichts, denn den neuen erging es im alten Boden um nichts besser, als den früher dort erbangesehnen Reben. Die Tatsachen der Entdeckung der Reblaus auf den Wurzelstöcken in der Erde, die Mitteilungen über die Erkundigungen der Natur und Lebensweise dieses Insekts, die äußerlichen staatlichen Maßregeln gegen Verbreitung desselben durch Verkauf und Verpflanzung infizierter Reben, die internationalen Reblauskonventionen — all' das ist teils aus früheren Mitteilungen in diesem Blatte, teils aus den Tagesblättern in der Erinnerung der Leser.

An ernsthaft gemeinten Vorschlägen seitens Berufener und Unberufener — Vorschlägen von zum Teil spaßhafter Naivetät, wie z. B. das Sammeln gut feuchter Cigarrenstümpfe, deren Extrahiren und Begießen der Erde um die Weinstöcke mit der Brüste! — selte es nicht, doch wurde wol keiner ernsthaft in Ausführung genommen, bis der Chemiker J. Dumas in Paris das Kaliumulfokarbonat (eine chemische Verbindung von Schwefelkohlenstoff mit Schwefelkalium) als geeignetes Mittel nachwies.

Beim Experimentiren mit lebenden Rebläusen im physiologischen Laboratorium hatte man zwar schon vorher gefunden, daß der Dampf des Schwefelkohlenstoffs die *Phylloxera* töte. Als aber reiner, flüssiger Schwefelkohlenstoff in künstlich angelegten und dann verstopften Bodenlöchern unterhalb der Wurzelstöcke der Rebe angewandt wurde, tötete das aus der Verdunstung entstehende Gas, den Boden durchdringend und die Wurzelfasern umpülend, zwar one Erbarmen und ganz gründlich diese Parasiten, aber ebenso unfehlbar die Pflanze, welche von ihnen befreit werden sollte. Es kam daher darauf an, den Schwefelkohlenstoff in solche Form zu bringen, daß er sich bei größtmöglicher Verteilung im Boden in einer Stärke entwickelt, welche der Pflanze nichts schadet, dagegen die *Phylloxera* sicher tötet. Diese beiden Bedingungen werden erfüllt von dem von Dumas vorgeschlagenen Präparat.

Das Kaliumulfokarbonat läßt sich sowol als festes Salz, als auch in Form von Lauge in großem Maßstabe herstellen. Die ersten Versuche damit wurden auf der Weinbaustation Cognac von seiten der französischen Société nationale im Jare 1874 angestellt. Mit einigen Kilogrammen machte man zunächst die

Erfarung, daß die Rebe nicht von der Berührung mit dem Salz oder dessen Lösung leidet, im Gegenteil von dem Kaliumgehalt der Verbindung als düngendem Stoff häufig Nutzen ziet, während die Rebläuse sofort davon getötet werden. Das Kaliumulfokarbonat wird einfach auf den Erdboden um die Reben gestreut; der Regen oder künstliche Bewässerung lösen es auf, und sowie die auf der Wurzel schmarozenden Insekten von der Lösung erreicht werden, sterben sie sofort. Um in schwer geschädigten Gegenden junge Anpflanzungen zu schützen, zeigte es sich nötig, sowol im Frühjahr, als im Herbst die Behandlung mit dem Kaliumsalz vorzunehmen. Bei älteren Rebpflanzungen, deren Wurzeln bereits tief in die Erde gesenkt sind, ist das Kurverfahren gegen die Reblauskrankheit erheblich mühsamer und schwieriger. Hier wird unterhalb des starken Wurzelstockes der Rebe ein Loch ausgehört, die nötige Quantität des Reblausfalzes hineingetan, und sobald es vom Boden eingesogen ist, wird Dünger übergedeckt; — eine unendlich mühsame Arbeit, wenn man bedenkt, daß ein Morgen ($\frac{1}{2}$ Hektar) Weinlandes mit durchschnittlich 1000 bis 1500 Rebstöcken bestanden ist, und daß man jeden einzelnen Stock nur mit Vorsicht unterhöhlen darf, um die zu seiner Existenz ganz wesentlichen Saugwurzeln nicht mehr als unumgänglich zu zerstören. Aber der ungemaine Fleiß und die Ausdauer des Franzosen bei jeder nur irgend Erfolg versprechenden Arbeit haben sich auch hier bewährt, wie sichtbarlich der Verbrauch von Reblausfalze anzeigt, der von einigen hundert Kilogrammen im Jare 1875, einigen tausend im Jare 1877 bis auf 500 000 Kilogramm im Jare 1880 sich ausgedehnt hat*). Billig ist das ganze Heilverfahren durchaus nicht; denn da für die einzelnen Weinstöcke in jüngeren und weniger infizierten Pflanzungen doch zu erfolgreicher Behandlung nicht weniger als 50 Gramme des Salzes angewandt werden, während der Bedarf alter und stark kranker Stöcke bis auf 150 Gramm steigt, so ist bei dem hohen Preise des Kaliumulfokarbonats nicht zu verwundern, daß die Kosten dieses Verfahrens sich auf 250 bis 400 Franken per Hektar belaufen. Diese riesige Ausgabe würde in der Tat sich für jedes andre Kulturgewächs unerschwinglich erweisen. Im östlichen Europa kann man ja für dasselbe Geld die Hektare Ackerland erb- und eigentümlich kaufen. Es erklärt sich also die Möglichkeit dieser Kurmethode nur daraus, daß eine Hektare guten Weingartens einen verhältnismäßig enorm hohen Wert besitzt, der so gut als völlig verloren wäre, wenn der Winzer die Reben ausreißt und dafür Weizen oder auch ein einträglicheres Handelsgewächs bauen wollte. Auch das vielleicht anfänglich einleuchtend erscheinende Verfahren, die infizierten Weingüter nur eine Reihe von Jaren völlig vom Weinstock frei zu halten und, nachdem voraussichtlich das Ungeziefer aus Mangel an Nahrung verborben wäre, neue Reben aus gesunden Gegenden einzuführen, würde sich für die Besitzer ruinös erweisen, da eine Weinpflanzung vor dem vierten Jare keinen Ertrag, bis zum zwanzigsten einen steigenden bringt, die Rebstöcke aber bis zu hundert Jaren aushalten, sodaß also die Weinpflanzen selbst einen sehr erheblichen Teil des vom Weingut repräsentierten Kapitals darstellen.

Es dürfte nun interessiren, an der Hand von Tatsachen und Zahlen die durch Anwendung des Dumas'schen Mittels geschaffene Gesundung oder mindestens Besserung der Lage in einzelnen renommirten Weinbaudistrikten Frankreichs speziell kennen zu lernen.

Die am längsten, nämlich seit 3 bis 6 Jaren in Behandlung gewesenen Weinländereien sind diejenigen zu Launac, Cognac, zu Ludon und ein kleineres Areal zu Mézel bei Clermont-Ferrand. Besonders die Weinpflanzungen zu Cognac waren im Jare 1876 so geschwächt, daß man den Weinbau aufgeben, die Reben ausreißt wollte, denn die Hektare ergab nur noch das geringfügige Quantum von 15 bis 16 Hektoliter Wein. Nach erfolgter Behandlung mit Kaliumulfokarbonat aber erhob sich der Ertrag im Jare 1878 und 1879 wieder auf etwa 80 Hektoliter und trotz schlechter Reife 1880 auf 75 Hektoliter.

Einer nur zweijährigen Behandlung auf möglichst ungünstigem Boden unterlagen Weinpflanzungen zu la Provenquière. Auch

*) Diese und spätere Zahlenangaben sind dem Bericht des Herrn Mouillefert an die Académie des Sciences entlehnt und von dieser in den Comptes Rendus, T. XCII, Nr. 5, veröffentlicht. D. S.

hier wurde nicht nur dem Fortschreiten des Uebels Einhalt getan, sondern die kranken Reben konnten sich nach Befreiung von ihren Lebensausgangern auch derartig erholen und kräftigen, daß auf derselben Fläche, wo 1878, vor der Behandlung, nur im ganzen 6500 Hektoliter geerntet wurden, im Jahre 1879 schon wieder 10100 Hektoliter und 1880, nach zweijährigem Verjahren 13200 Hektoliter Wein erlesert wurden, wobei im letzten Fall nach sachverständiger Schätzung noch eine Verringerung um einige tausend Hektoliter durch Verwüstungen des Blattwicklers an den Blättern der Reben stattgehabt hatte.

Die von der Société nationale im Bordelais (Gegend von Bordeaux) gepachteten Domänen waren von der Phylloxera bis an die äußerste Grenze der Vernichtung und Erschöpfung gebracht worden. Sie lieferten gar keinen Ertrag mehr. Nach zweijähriger wiederholter Behandlung mit dem Reblausfalz unter Zugabe von künstlichem Dünger können die Pflanzen als wieder gesund betrachtet werden; denn sie wiesen im letzten Herbst kräftige Triebe und lebhaft grünes Aussehen, im Gegensatz zu dem dünnen Gelb der Krankheitsperiode auf, und die Bewurzelung des unterirdischen Stocks mit einem Filz von Saugadern, welche von der Phylloxera zu völligem Verderben gebracht werden, kann als ganz normal wieder hergestellt angesehen werden.

Im Jahre 1880 wurden unter andern in Behandlung genommen im Syndikat von Aigre (Charente) größere Flächen Weinpflanzen auf sehr ungünstigen Boden, der erfahrungsmäßig der Reblaus das günstigste Operationsfeld bietet. Die geschwächtesten Stöcke nun, die zuerst im Frühjahr und dann im Beginn des Sommers mit Kaliumsulfoformiat versehen wurden und die bis in den Juli gelbe, verkümmerte und verkrümmte Blätter aufwiesen, eine neue Schossen, wie sonst im gesunden Zustand zu treiben, zeigten nach der zweiten Gabe des Salzes zunächst zahlreiche neue Harwurzeltriebe und im August erfolgte eine kräftige Verästelung des Rebstocks, so daß an Rettung auch dieser Weinanlagen nicht zu zweifeln ist.

Ähnliche günstige Resultate sind aus verschiedenen anderen Gegenden zu berichten, unter andern aus dem berühmten Bordelais, das ganz besonders verwüstet ist, oder dort wo man die Hilfe des Kaliumsulfoformiat in Anspruch genommen, heimgeführt war. Einen Begriff davon gibt der Umstand, daß der Ertrag des 52 Hektaren großen Weingutes Chateau des Tours, das im Jahre 1874, vor Invasion der Reblaus 148 Tonnen Wein betrug, im Jahre 1879, nach der Infektion, auf 30 Tonnen

gesunken war. (Ob man trotzdem von dieser berühmten Marke Rotweins im Ausland weniger getrunken hat, ist zu bezweifeln, also woher mögen die fehlenden 118 Tonnen erflossen sein?)

Im allgemeinen hat man bei dieser Verwendung des Reblausfalzes in verschiedenen Gegenden Frankreichs die Erfahrung gemacht, daß die Wirkung je nach der Art des Bodens und Untergrunds an Schnelligkeit und Gründlichkeit wechselt, auch die Dosis nach diesem Umstand abgemessen werden muß, daß aber überall der Erfolg in Beschränkung der Weiterverbreitung der Krankheit und Wiederherstellung der Weinstöcke sich erwiesen hat; gründlicher im Südwesten Frankreichs als im Südosten. Es hat sich ferner gezeigt, daß die jungen Pflanzungen von 4 bis 20 Jahren im ausgedehntesten Maße von der Behandlung mit diesem Mittel Nutzen ziehen.

So ist in Frankreich der Kampf gegen das verderbliche Insekt auf einigen tausend Morgen mit Erfolg geführt, aber im Verhältnis zu der ganzen Fläche kranken Weinlandes bleibt noch viel zu tun übrig; auch hier müßte der Nutzen erst ganz klar vor Augen liegen, um die Anwendung des Heilmittels einer immer größeren Zahl von Winzern angezeigt erscheinen zu lassen.

In Deutschland und Oesterreich ist die Phylloxera glücklicherweise nur viel beschränkter auf einzelnen Flächen aufgetreten und ihrer Verbreitung ist kein großer Raum gewährt worden. Versuche, welche im chemischen Laboratorium der kaiserlichen Hochschule für Bodenkultur in Wien unternommen wurden, führten noch zur Kenntnis einer andern Verbindung, welche im Boden Schwefelkohlenstoff entwickelt und, ohne dem Weinstock zu schaden, die Phylloxera tötet, das ist das xanthogensaure Kalium. Zöller und Grete, welche dasselbe empfehlen, wollen ihm mancherlei Vorzüge vor dem Kaliumsulfoformiat zuerkennen wissen, unter andern auch den der größeren Billigkeit. Mag nun auch die Wirkung dieses Salzes eine nicht minder entschiedene sein, als die des Kaliumsulfoformiat, so scheint ein ausgedehnterer Verbrauch davon doch nicht stattgefunden zu haben. In Frankreich jedenfalls hat der Vorschlag keine Befolgung gefunden. Dumas erklärt, daß sich hier der Preis darum zu hoch stelle, weil in Frankreich der Alkohol zu teuer sei, welcher zur Herstellung der Xanthogensäure nötig ist. — Jedenfalls ist es ein schöner Sieg der Wissenschaft über die unheimlichen, myriadenweis auftretenden, kleinen Feinde, durch den auf ausgedehnten Flächen eines mit unendlicher Mühe kultivierten Landes diese Kultur gerettet und hunderttausenden Erwerb und Wohlstand gewahrt worden ist.

Wunderliche Heilige.

Bilder aus der Kulturgeschichte des ersten Jahrhunderts. Von Dr. Max Fogler.

(1. Fortsetzung.)

II.

Lassen wir nun nach diesen allgemeineren Betrachtungen über die damalige Geistlichkeit das Bild des wunderbarsten unter so vielen wunderlichen Heiligen, des Bischofs Meinwerk von Paderborn, vor uns erstehen, wie es von dem abdinghofer Biographen pietätvoll und mit reizender Naivität ausgemalt wird. Wir werden die Erscheinung des merkwürdigen Mannes erst jetzt in wirklich entsprechender Beleuchtung aufzufassen wissen.

Als Sohn des sächsischen Grafen Jimmed, des Bruders der frommen Königin Matilde, der zweiten Gemalin Heinrichs I., war Meinwerk mit dem königlichen Hause verwandt und infolge dieser seiner Abstammung reich begütert. Schon früh für den geistlichen Stand bestimmt, — damals in den meisten Fällen der Beruf, dem sich vornehme junge Männer widmeten, wenn ein älterer Bruder vorhanden war, der in den Besitz der väterlichen Würde trat, — hatte er seine Bildung zuerst in der Schule des Stifts zum heiligen Stephan in Halberstadt und später in Hilbesheim erhalten, wo vielleicht der berühmte Bernward sein Lehrer wurde. Das erste geistliche Amt bekleidete er als Domherr zu Halberstadt, bis ihn Kaiser Otto III., durch seine edle Lebensführung und die Anmut seiner Sitten auf ihn aufmerksam geworden, an seinen Hof rief und zu einem seiner Hofkaplane machte. Auch Otto's III. Nachfolger, Heinrich II., diente er in gleicher Stellung und erwies sich in Staats- und Privatgeschäften vielfach nützlich. Nachdem im Jahre 1009 der Vorfieher des armen und kleinen Bistums Paderborn, zu welchem Karl der Große an den Quellen der Pader, am Nordfuß des dichtbewaldeten

Esgegebirges, durch Errichtung einer Kirche den Grund gelegt hatte, mit Tode abgegangen war, übergab er ihm daher diesen Bischofsstift, und Meinwerk verstand denselben zu einer Bedeutung emporzuheben, die er später nur unter wenigen wiedererlangt hat.

Charakteristisch für Meinwerk und sein Verhältnis zu Kaiser Heinrich II. ist schon die Art, wie er in das neue Amt eingesetzt wurde. Heinrich hatte die Kunde von dem Hintritt des bisherigen Abts von Paderborn zu Goslar, das ihm übrigens die ersten Anfänge seiner nun rasch zunehmenden Größe verdankte, erhalten und infolge dessen zur Beratung über einen Nachfolger desselben die anwesenden geistlichen und weltlichen Großen um sich versammelt. Nachdem bereits viele Männer in Vorschlag gebracht und in bezug auf ihre Würdigkeit geprüft worden waren, schlug endlich der König seinen Hofkaplan Meinwerk vor, wahrscheinlich weil sich derselbe durch seine hohe Geburt und seinen Reichtum gleich sehr empfahl. Da sich Meinwerk auch sonst allgemeiner Beliebtheit erfreute, wurde der Vorschlag von der Versammlung mit ungeteiltem Beifall aufgenommen und der Hofkaplan gerufen. Ihm mit wohlwollendem Lächeln seine Hand schüh reichend, rebete ihn der König nur mit den Worten an: „Da nimm!“ Als der Hofkaplan überrascht fragte, was er nehmen sollte, antwortete ihm Heinrich: „Das Bistum von Paderborn!“ Meinwerk entgegnete indes, daß er darauf verzichte, da er aus seinen eignen Besitzungen ein viel reicheres Bistum schaffen könne, worauf der König bemerkte: „Eben weil ich das recht wol weiß, wünsche ich, daß du dich des armen Bistums erbarmen und ihm mit deinem Vermögen zuhülfe kommen mögest.“ Durch diese Antwort zur

Anname des Amtes bestimmt, empfing Meinwerk vom Kaiser Ring und Stab.

Das erste Werk des neuen Bischofs, der damals im kräftigsten Mannesalter, zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjare, stand, war ein völliger und mit seltener Pracht ausgeführter Neubau des paderborner Doms, den er mit solchem Eifer betrieb, daß die Einweihung desselben schon nach sieben Jaren stattfinden konnte. Bezeichnend für den Sinn des Bischofs ist folgende Anekdote, die sein Biograph erzählt. Es erschien nämlich eines Tages, als Meinwerk auf dem Bauplatze anwesend war, ein unbekannter Mann, der ehrfurchtsvoll grüßte und seine Dienste anbot. Als ihn der Bischof fragte, welche Kunst er verstände, nannte er sich einen Maurer und Zimmermann. Da befaß ihm der praktische Bauherr, auf der Stelle einen Nagel, den die Zimmerleute zum Zusammenfügen der Balken nötig hatten, anzufertigen. Als er dies schnell und gewandt vor den Augen des Bischofs vollendete, nam ihn dieser zum Mitarbeiter am Bau an, setzte ihn aber bald, als er eine vorzügliche Kenntnis und Erfahrung in seinem Fache bewährte, dem ganzen Werke vor. Leider starb der fremde Baumeister bald darauf, und der Bischof ließ ihn feierlich bestatten, ihm neben der Mauer in der Krypta ein Denkmal setzen und zu seinem Haupte Hammer und Kelle legen. Kein Wunder, daß er sich durch diese ehrenvolle Anerkennung des fremden Mannes die Zuneigung und Liebe sämtlicher Arbeiter erwarb. Bei der Einweihung des Doms verfehlte er nicht, die päpstlichen Privilegien vorzulesen und mit kräftigem Fluch alle zu bedrohen, die sich an dem Eigentum oder den Rechten der paderborner Kirche vergreifen würden: sie sollten — sagte er — „mit dem Teufel und seinem schrecklichen Gefolge und mit dem Verräter des Herrn, Judas, in ewigem Feuer brennen und, in den Schlund und den Rachen der Hölle hinabgestoßen, zugleich mit den Verdammten vernichtet werden.“

Kaum hatte Meinwerk vom bischöflichen Stule Besitz genommen, als er sich anschickte, seine Diözese zu bereisen, was er seitdem alljährlich, und zwar öfter verkleidet als herumziehender Handelsmann, wiederholte. Ueberall, wohin er kam, ermunterte er zu fleißigem Streben, strafte die Großen und Bornemen, die ihre Leute willkürlich bedrückten und hart behandelten, und nam sich der ärmeren Untertanen mit treuer Sorge an. Und die letzteren empfanden dies umso dankbarer, als sie damals in den Banden hoffnungsloser Knechtschaft schmachteten und den Launen ihrer Herren völlig preisgegeben waren. So konnten diese ihre niederen Leute beliebig verschleppen, wie man etwa ein Stück Vieh aus der Hand gibt, ihnen die härtesten Strafen zuerteilen, und selbst, wenn sie einen derselben im Zorn erschlugen, pflegte eine solche Untat nur in den seltensten Fällen gerochen zu werden. Alles, was die Aermsten besaßen und erwarben, — und man konnte also von einem wirklichen Besitz füglich kaum reden, — gehörte dem Herrn. Wenn nun Meinwerk seine Meier, d. h. die seinen Gütern Vorgesetzten, in Verdacht hatte, daß sie, um sich selbst Vorteile zu verschaffen, die Leibeignen und Hörigen drückten und beraubten, so war es ein ebenso originelles wie treffliches Mittel, in der Gestalt eines fahrenden Krämers die Höfe zu besuchen und sich über den Stand der Dinge zu unterrichten. Und es verdient diese Fürsorge umso größere Anerkennung, als selbst die verhältnismäßig am meisten Gebildeten in jener Zeit sich wenig Bedenken daraus machten, gegen die Angehörigen dieser niederen Volksklassen mit grausamem Belieben zu verfahren. So ist es bekannt, daß Kaiser Heinrich II. einst mit Behagen dem Schauspiel zusah, wie ein Bär einen mit Honig bestrichenen nackten Leibeignen (Gunkler) verfolgte, und erst durch einen anwesenden Bischof bedeutet werden mußte, daß es sich zieme, diesen rohen Spaß einzustellen.

Einige Episoden mögen zeigen, wie der Bischof auf jenen Reisen seine Zwecke zu erreichen wußte. Um die ware Gesinnung der leibeignen Dienstknechte gegen den Meier zu erkundigen, unternam er z. B. einmal auf dem Hofe Berghausen folgendes. Als er sich dem Gute näherte (er reiste diesmal zu Pferde und unter seinem wirklichen bischöflichen Namen), befaß er seinen Begleiter, die Kofse auf das Getreide zu treiben, was eben im Hause gedroschen werden sollte. „Wenn die Dienstknechte“ — meinte er — „Liebe und Treue für den Meier hegen, so werden sie unzweifelhaft die Kofse vom Getreide vertreiben; sind sie ihrem Vorgesetzten aber nicht treu und ergeben, so werden sie die Pseude des Bischofs gewären lassen und sich heimlich über den Schaden ihres Meiers freuen.“ Kaum hatten die Begleiter Meinwerks die Kofse auf das Getreide getrieben, so liefen die Dienstknechte, scheinbar aus

Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Bischof, auseinander und die Kofse fraßen und zerstampften das Getreide, das sie dreschen sollten. Sofort übte der Bischof ein Proöben prompter Justiz, indem er den Dienstknechten wegen ihrer Nachlässigkeit die heftigsten Vorwürfe machte und sie auspeitschen ließ. Um aber gleich darauf eine heilende Salbe auf die Wunden zu legen, befaß er, den armen Leuten eine reichliche Malzeit zu geben, und er hatte die Genehmigung, bei seinem Besuche auf demselben Hofe im folgenden Jare warzunehmen, daß sein Verfahren von Nutzen gewesen. Als er nämlich wieder gradenwegs über die Tonne reiten wollte, wurde ihm von den Leuten der Eingang über die letztere verweigert, und er mußte durch die obere Tür des Hauses eintreten. Der Bischof war darüber so sehr erfreut, daß er, als die Dienstknechte sich über allzu magere Kost beklagten, befaß, denselben jährlich noch zwei Schinken außer denen, die ihnen der Meier geben mußte, zukommen zu lassen.

Als ein Liebhaber wolgepflegter Gärten konnte der Bischof durch nichts ärgerlicher gestimmt werden, als wenn er fruchtbares Gartenland wüßt und verwildert liegen sah. Das letztere war nun aber in dem Garten des Meierhofes von Nieheim der Fall, der, dicht mit Nesseln, Haidekraut und anderem wildwuchernden Unkraut bedeckt, einen sehr öden Anblick bot. Kaum hatte Meinwerk dies wahrgenommen, während die stolze Meiersfrau in schönen Kleidern gepuzt einherging, da befaß er, der letzteren die kostbaren Gewänder vom Leibe zu reißen und das hoffärtige Weib durch die ganze Länge des Gartens über die Nesseln und das Unkraut zu ziehen, bis sie mit ihrem Körper allen den wilden Pflanzenwuchs zu Boden gedrückt. Nachdem dies geschehen, benam sich der Bischof wieder auf seine Weise, indem er die Jammernde mit Schmeicheln tröstete und sie mit gewonter Freigebigkeit erheiterte. Auch hier hatte er die Freude, im folgenden Jare den Garten sorgfältig gepflegt und ihn in einer reichen Fülle nutzbarer Gewächse prangen zu sehen. Er belonte dafür die Frau mit größerem Danke und reichlicheren Geschenken als das erste Mal.

Manchmal freilich mußte sich der praktische Mann auch äffen lassen, one seine Absichten zu erreichen, — begreiflich genug, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Art seines Auftretens nicht dauernd Geheimnis bleiben konnte. So im folgenden Falle. Meinwerk hatte erfahren, daß die Frau des Meiers auf dem bischöflichen Hofe zu Balhorn ebenfalls sehr puzzüchtig sei, und nam sich daher vor, sie auf die Probe zu stellen. Er verkleidete sich zu dem Zwecke wieder als reisender Handelsmann, begab sich nach jenem Hofe, grüßte die Hausfrau demütigst, wie es einem armen Krämer, der vom Publikum leben mußte, zukam, breitete seine Waren vor ihr aus und bat sie, etwas, wonach ihr Herz begehrt, zu kaufen. Das Weib war aber durch ihren Mann bereits von der Maske des Bischofs unterrichtet, und da sie sein Vorhaben leicht erriet, stellte sie sich, als ob sie über die Unverschämtheit des Krämers, womit er sie zur Hoffart verleiten wollte, höchst aufgebracht wäre, rief sogleich ihren Gatten herbei und schrie mit kreischender Stimme zornig, da sei ein Verräter zu ihr gekommen, um sie durch Erregung sündhafter Eitelkeit ihres ewigen Seelenheils zu berauben u. s. w. Beschämt und doch im Herzen froh über die Charakterfestigkeit der Frau zog der hohe Herr von dannen . . .

So leicht die leidenschaftliche Natur des Bischofs auf der einen Seite zu heftigen Ausbrüchen des Zehorns zu bringen war, so schnell war sie in der Regel wieder besänftigt, und Meinwerk bemühte sich dann immer schnellstens, durch begütigende Worte und Geschenke sein gewaltfames Verfahren wieder gut zu machen. Nirgends zeigte sich dieser Zug seines Charakters deutlicher als in seinem Benehmen gegen den zu seiner Zeit außerordentlich berühmten frommen Einsiedler Heimerad.

Obchon von edler Abkunft, hatte Heimerad, ein Schwabe von Geburt, doch Heimat und Verwandtschaft verlassen, um, dem zu Abenteuer drängenden Hang jener Tage folgend, in selbstgewählter Armut als Pilger die Welt zu durchziehen. So besuchte er zuerst Rom, unternam darauf eine Wallfahrt nach Palästina und hatte, von da zurückgekehrt, anfangs als Einsiedler in der Nähe der Abtei Hersfeld gelebt. Dann aber machte er sich bei einer alten Kapelle, in der Nähe von Dortmund, die er wieder hergestellt hatte, heimisch, und von hier aus kam er im Jare 1011 auch einmal nach Paderborn. Als Meinwerk den langen, hageren Mann mit gelbem Gesicht und in elender, schmutziger Kleidung sah, fragte er: „Woher kommt denn dieser Teufel?“ Nachdem der fromme Pilger demütig und ängstlich geantwortet, daß er keineswegs der Teufel sei, fragte der Bischof weiter, ob er Priester wäre, und als er erfuhr, daß er an demselben Tage Messe gelesen

habe, befahl er ihm, sogleich die Bücher herbeizubringen, aus denen er gesungen. Leider hatte sich der arme Klausner nur wertloser, nachlässig gehaltener Bücher bedienen können, und der Bischof ließ dieselben nicht allein auf der Stelle in's Feuer werfen, sondern Heimerad selbst auf Befehl der Kaiserin Kunigunde, die gerade in Paderborn anwesend war und den heiligen Eifer des Bischofs teilte, tüchtig auspeitschen. Als inzwischen das Fest des heiligen Andreas herangekommen war, welches man in der diesem Heiligen gewidmeten Kirche zu Warburg festlich beging, wurde der Bischof, zu dessen geistlichem Sprengel Warburg gehörte, von dem Grafen Dodica zu Tische geladen. Zufällig hatte der Warburger Graf auch den frommen Heimerad zur Tafel gezogen und denselben in der Vigilia des heiligen Apostels dem Bischofe gerade gegenüber setzen lassen. Der Bischof brauste sogleich zornig auf und fragte, was ein Mann mit solchem Takte wie der Graf mit der Gegenwart eines solchen Glenden bezwecke, schmähte den Heiligen in den beleidigendsten Ausdrücken und nannte ihn sogar einen Wahnsinnigen und Apostaten. Heimerad ertrug alle Beschimpfungen schweigend und geduldig und saß still wie eine Bildsäule. Der Graf aber antwortete, er habe nicht gewußt, daß der Bischof ein Vergerniß mit ihm gehabt habe, suchte den Aufgebracht mit sanften und ehrerbietigen Worten zu beruhigen und erbat dringend Meinwerk's Verzeihung für den unschuldigen und harmlosen Mann Gottes, den er sehr verehrte. Der Bischof indes blieb bei seiner Meinung und wollte sich durch nichts begütigen lassen; endlich erklärte er aber, da dieser Heimerad von allen Menschen für heilig gehalten werde, so wolle er einmal seine Heiligkeit auf die Probe stellen. Er befahl also dem frommen Aseten unter Androhung von Schlägen, des andern Tages in Gegenwart aller Gäste des Grafen in der heiligen Messe — das Halleluja zu singen. Er glaubte damit von dem stillen Einsiedler etwas zu verlangen, was einer ergötzlichen Bestätigung des geflügelten Wortes jener Tage: „den Esel zum Lautenspiel einladen“, gleichkäme. Der Graf hörte nun freilich nicht auf, für Heimerad zu bitten, reizte aber dadurch den Bischof immer mehr, auf seinem Willen bestehen zu bleiben. Als daher nachts die Messen vorbei waren, nam jener den Mann Gottes bei Seite, tröstete und beschwor ihn, der Versuchung nicht aus dem Wege zu gehen, sondern wenigstens in Gottes Namen anzufangen und das übrige dem Herrn der Heerscharen zu überlassen. Der schüch-

terne Eremit wollte aber in keinem Falle darauf eingehen und bat den Grafen vielmehr, ihn unter diesem „Wolkenshimmel großer Bedrängnis“ hinweg entweichen und den heiligen Frieden seiner einsamen Klausel aufsuchen zu lassen. Endlich indessen gab er den Bitten seines hohen Verehrers nach und blieb. Als des andern Tages die Stunde der Messe herangekommen und der Bischof auf keine Weise von seinem Vorsatze abzubringen war, trat Heimerad denn vor den Altar, hob mutig an und sang das Halleluja „würdevoll und anmutig“ zu Ende, so daß sich alle Anwesenden auf's höchste verwunderten und einstimmig versicherten, niemals eine „lieblichere Modulation“ vernommen zu haben. Da ergriff den ebenfalls erstaunten Bischof wieder so heftige Reue, wie wir es in anderen Fällen sahen; er machte sich bittere Vorwürfe über das, was er dem frommen Manne getan, und die schweren Kränkungen, die er ihm zugefügt, zog ihn nach der Messe an seine Seite, fiel ihm zu Füßen und bat ihn in den demütigsten Ausdrücken um Verzeihung. Er erhielt diese natürlich und wurde von dieser Zeit an des Heiligen warmer und beständiger Freund. Der letztere aber fand sich durch dieses Ereignis doch bewogen, sich noch mehr und zwar auf den schön gelegenen, weithin sichtbaren Hasungenberg im Habichtswalde zurück zu ziehen, wo er nach acht Jahren selig im Herrn entschlief

Mit besonderem Geschick wußte Meinwerk vom Kaiser Heinrich Geschenke für sich und sein Bistum zu erlangen, und nicht allein Grasschaften, Höfe, Forsten und Felder, sondern auch andere Gegenstände, sowie Rechte und Privilegien aller Art. Wo nur immer Zeit und Art günstig waren, erinnerte er seinen königlichen Verwandten, der ihn oft, und namentlich bei Gelegenheit der hohen Kirchenfeste, in Paderborn besuchte und welchem er übrigens, wie bemerkt, in Staatsgeschäften mancherlei Dienste leistete, an sein Gelübde, die verarmten Kirchen durch Schenkungen und Verleihungen zu heben, und der Kaiser ließ sich fast nie umsonst bitten, wenn er auch zuweilen über das unermüdete Drängen und Fordern des Bischofs unwillig wurde. Heinrich gab immer wieder, weil er im Grunde nur für die Macht der Krone zu sorgen glaubte, wenn er die Macht der Kirche hob und erweiterte. Daß dies ein sehr großer Irrtum war, sollte leider schon die folgende Geschichte des elften Jahrhunderts drastisch und deutlich genug zeigen.

(Schluß folgt.)

Harmlose Blandereien und Geschichten.

(III. Ein Gewaltmarsch und seine Folgen. — Mein Verhängnis.)

Das war ein Ausbruch — so eilig, wie er uns allen, die wir da in ungeordneter Marschkolonne ins freie Feld hinausgeführt wurden, noch nicht vorgekommen war. Was sollte das bedeuten? Wo in aller Welt ging die Reise hin?

Keiner von den Soldaten, keiner von den Unteroffizieren und Offizieren bis zum Obersten hinaus hatte die leiseste Ahnung davon. Dieser selbst, der Regimentskommandeur, unser Friedensbote von heut, war der einzige, der unsre unbändige Wißbegierde hätte befriedigen können; aber es fiel ihm nicht ein, — mit einem Gesicht, unheilverkündend, als ginge es direkt in den Tod, sprengte er in gestrecktem Galopp an seinem Regimente vorüber.

„Finden Sie nicht auch, Lieutenant von Berg, daß dieser Ruhetag den Unruhertagen vorher zum Verwechseln ähnlich sieht?“ fragte ich einen mir von der Unversität her bekanten Referveoffizier, der ungefähr nach zweistündigem Marschiren zufällig in meiner Nähe vorwärtsstampsie.

„Wenn er nur nicht unruhiger wird der Ruhetag, hol' mich der Teufel!“ brumte der Lieutenant mit einer Miene, wie ein Leichenbitter.

„Wenn's bei dem Spaziergang wenigstens etwas gemüthlicher zugeht; aber wir rennen ja, als ob wir vor allen unsern Siegen davonlaufen müßten.“

„Da kommt der Regimentsadjutant,“ rief der Lieutenant, der sich eben umgeschaut hatte, um zu sehen, wer auf galoppirendem Rosse hinter uns dreingekam. Im selben Augenblicke war der Adjutant auch schon an unsrer Seite. Als er den Lieutenant von Berg sah, mäthigte er die Gangart seines Pferdes.

„Wo ist der Oberst?“ fragte er.

„An der Spitze des Regiments wird er sein. Hier haben wir ihn nicht wiedergesehen, seit er beim Ausrücken an uns vorübergejagt ist. Aber können Sie nicht verraten, was eigentlich los ist?“

„Ich habe nur Vermutungen — nicht mehr. Wir kommen in wenigen Stunden hart an den Feind, denke ich, unser ganzes Korps ist auf den Beinen. Gott befohlen, Berg!“

Der Adjutant gab seinem Pferde die Sporen und sprengte weiter.

„Das ist eine schöne Friedensbescherung,“ meinte der nach Helidentaten augenscheinlich garnicht lüsterne Lieutenant von Berg. „Früh war die ganze französische Armee gefangen und ganz Frankreich kaput, und nachmittags sind sie schon wieder so auf dem Damme, daß ihnen ein ganzes Armeekorps nachgehzt werden muß. Haben Sie einen vernünftigen Schluck in der Feldflasche?“ fragte er mich.

„Nicht einen Tropfen — eine ganze Sintflut prächtigsten Weins haben wir zurücklassen müssen, weil wir nicht einmal Zeit hatten, die Feldflaschen zu füllen.“

„Ging mir grade so und die Zunge klebt mir am Gaumen — es ist unerträglich heiß.“

„Unvereiner ist vorsichtiger, Herr Lieutenant,“ mischte sich ein alter Sergeant, Pfeiffer mit Namen, ins Gespräch, der hinter mir in der Reihe der schließenden Unteroffiziere marschirte. „Wenn ich Ihnen einen Schluck guten Cognac anbieten darf —“

Daß der Cognac nicht grade als Abkühlungsmittel berühmt ist, störte den Lieutenant garnicht, — mich auch nicht. Die Feldflasche des Sergeanten war riesengroß — sie enthielt für drei durstige Kehlen reichlich genug.

„Wissen Sie, was ich mir denke?“ fragte der Sergeant. Und in der zutreffenden Meinung, daß wir in die Tiefe seiner Gedanken nicht eingedrungen sein würden, für er, one sich zu unterbrechen, fort: „Die Franzosen — oder wenigstens ein reputirlicher Teil von ihrer Armee, ist durchgebrochen, und denen hezen wir jetzt nach. Die Richtung, in der es jetzt querselbein get, ist die nach der belgischen Grenze, hörte ich vorhin unsern Adjutanten sagen, — die Franzosen werden sich auf belgisches Gebiet zurückziehen wollen, und wir werden bestimmt sein, ihnen den Spaß zu verderben.“

„Wenn der Sergeant recht hätte, so blüete uns die schönste Aussicht, uns zur Feier des ersten Ruhetags totzulaufen,“ sagte ich.

„Sehr leicht möglich,“ meinte der Lieutenant.

Auch der Sergeant nickte. „Schade um Ihre strammen Beine, Gefreiter A,“ sagte er zu mir. „Die sind kaum noch halb so dick, als sie waren, wie ich Sie vor anderthalb Monaten auf der Regimentskammer einkleidete und keinen Waffenrock und keine Kuppel fand, die Ihnen weit genug gewesen wären.“

„Ich entwickle mich mit Bismarck's und Moltke's Hilfe zur Sylphide,“ entgegnete ich mit melancholischem Achselzucken.

„Lauffschritt — marsch, marsch!“ ertönte da das Kommando unsrer Marschlinie entlang. Der Lieutenant schrie es nach mit Stentorstimme und setzte seine langen Spazierhölzer sofort pflichtschuldigst in Trab. Aber leise grunzend fügte er hinzu:

„Das hatte uns grade noch gefehlt!“

Die Unterhaltung verging uns bei dem Tempo, das wir hatten einschlagen müssen. Mehrere aus unsrer Kompagnie vergingen auch die Sinne. Dicht hinter mir brach nach vielleicht fünf Minuten langem Rennen ein Soldat zusammen, sein Gewehr fiel ihm vornüber von der Schulter und das Bajonnet borte sich zolltief in meinen Tornister. Der Hintermann des Gefallenen stürzte über ihn weg und drückte ihn völlig zu Boden. Er blieb liegen, ohne sich zu rühren, für uns andere gab es keine Anfechtung. Der Sergeant Pfeiffer wollte den Gestürzten aufrichten, aber eben sprengte der Major auf schäumendem Pferde heran:

„Liegen lassen — was fällt — fällt! Nemt alle Kräfte zusammen, Leute, unser Regiment hat soeben die Ehre gehabt, an die Spitze des Korps kommandiert zu werden. Nur eine kurze Anstrengung noch, dann geht's wieder in gewöhnlichem Marschtempo, — also vorwärts, wer kein Waschappen sein will.“

Noch eine ganze Reihe von Minuten jagten wir so voran. Mir stimmte es blutrot vor den Augen, mein Nebenmann schwankte wie ein Betrunkener — er konnte es keine Minute mehr aushalten, ich vielleicht auch nicht, aber wir hatten mehr Glück, als der zuerst Gestürzte, grade noch zur rechten Zeit machte ein Kommando dem verzweifeltsten Lauffschritt ein Ende.

Es dauerte lange, bis wir wieder einigermaßen zu Atem gekommen waren.

„Wissen Sie, wieviel von unsrer Kompagnie bei diesem Laufvergnügen abgefallen sind?“ fragte endlich der Sergeant Pfeiffer. „Nicht weniger als acht Mann.“

„Nun, die werden schon nachkommen!“ meinte der Lieutenant von Berg.

„Der schmutze Junge, der Gemeine Helfer, der hier neben uns fiel, läßt's gewiß bleiben, und verschiedene andere wahrscheinlich auch noch.“ widersprach der Sergeant. „Haben Sie denn nicht gesehen, Herr Lieutenant, wie dem armen Teufel das Blut aus Mund und Nase quoll? Mit dem ist's aus. Ich werd's seiner Mutter schreiben, daß er als ein braver Kerl sein Leben gelassen hat, er hat mich drum gebeten, wenn ihm was Menschliches passieren sollte. Heut früh, gleich nach dem Gottesdienst, hat er seiner Alten noch geschrieben, daß nun Friede wäre und er sie bald wiedersehen würde. Wenn's Glück gut ist, kommen die beiden Briefe zu gleicher Zeit.“

Der Lieutenant warte sich ab und erwiderte kein Wort. Auch mir war im Augenblicke aller Humor vergangen. Unsre Unterhaltung blieb von neuem für längere Zeit unterbrochen.

Früher, als zu erwarten gewesen, brach die Dunkelheit herein. Der Himmel hatte sich in ein düsteres Wolkenkleid gehüllt und drohte Regen. Aus der Drohung wurde Ernst, bitterer Ernst. Wir mochten ungefähr fünf Stunden marschirt sein, ohne eine einzige Pause zu machen, als es plötzlich in großen Tropfen zu regnen anfing. Nach wenigen Minuten regnete es nicht mehr Tropfen, sondern dicke Bindsäden, und aber nach wenigen Minuten goß es in Strömen auf uns hernieder.

Das war eine Abkühlung und Erfrischung — nur eine zu plötzliche Abkühlung und zu gewalttätige Erfrischung. Wir sperten alle den Mund auf, soweit wir nur konnten, um möglichst viel von dem übermäßigen Wasserregen in unsre Rehlen zu bekommen. Leider zeigte sich unsre Bekleidung nicht minder durstig, als wir selbst. Die Waffenröde sogen sich voll wie die Schwämme, und der gerollte Mantel, den wir um den Oberleib geschlungen trugen, quoll auf, als wäre er eine altbackene Semmel. So waren wir nach einer halben Stunde nicht nur am ganzen Körper naß bis auf die Haut, sondern schleppten neben unsern 50 bis 60 Pfund Kriegsgepäck noch so zehn bis zwanzig Pfund Wasser mit uns vorwärts.

Von der Abkühlung und Erfrischung merkten wir nun nichts mehr, dagegen begann sich Ermüdung zu melden. Nur die Bärenstrapsage des Lauffschritts hatte bisher ihre Opfer gefordert, sonst war noch keiner aus Ermüdung zurückgeblieben. Jetzt spante der erste aus. Ein junger Bursche, der nichts weniger als sehr kräftig aussah und schon bei allen größeren Märschen vorher — trotz des sicherlich besten Willens, seine Schuldigkeit zu tun — zu den Maroden gehört hatte. Er wankte und schwankte aus dem Gliede, machte einen höchst unglücklichen Versuch, sein Gewehr vorschriftsmäßig „anzufassen“ und meldete dem Lieutenant von Berg stammelnd, daß er nicht mehr vorwärts könne. Unser Kompagnieführer, ein schneidiger Premierlieutenant, befand sich grade in der Nähe, — ihm zuckte der Degen in der kräftigen Faust, als er den allerdings nichts weniger als preussisch stramm aussehenden Soldaten erblickte. Seine schwarzen Augen schossen Blitze der Entrüstung und Verachtung auf den Unglücklichen, und zwischen seinen dünnen Lippen zischte es ingrimmig hervor:

„Eiender Jämmerling! Nach kaum sechsständigem Marsche knickt so ein Pappenstiel von einem Menschen zusammen. Verlodderter Rasse das. Fort mit ihm!“

Und zur Kompagnie gewendet, schrie er, daß die ersten Töne die Luft durchschnitten wie Peitschenknall:

„Und euch sage ich, wer heut ausspannt, ehe er zum mindesten dreiviertel tot ist, der soll seines Lebens nicht eine Sekunde mehr

froh werden, solange ich die Kompagnie fahre. Darauf gebe ich mein Wort, ihr kent mich!“

Die Kompagnie kante ihn in der Tat — den Herrn Premierlieutenant von K. Wenn er so etwas versprach, hielt er sein Wort mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. Und daß die Kompagnie in den nächsten zwei Stunden, während deren der Regen ohne Unterlaß niederströmte und unser Weg abwechselnd über Stoppelfelder, durch Lehmmoräste und über Steingeröll führte, nicht einen einzigen Maroden mehr bekam, das hatte sie nicht am wenigsten jenem Versprechen ihres Führers gutzuschreiben. Die Maroden waren nicht zurückgeblieben, sondern sie waren mit Aufwand ihrer letzten Kräfte mitgehumpelt. Mehr als einer hatte sich die Lippen blutig gebissen wegen der Schmerzen, mit denen seine wunden Füße und seine in allen Muskeln zuckenden Beine oder sein unter der Last von Kleidung und Gepäck kaum mehr zum Atmen fähiger Brustkasten ihn wie einen zur Tortur Verurteilten quälten und peinigten. Viel länger hätte aber auch die Drohung des Lieutenants von K. ihre Macht nicht bewährt, drei oder vier allein um mich herum erklärten, jetzt ginge es nicht mehr, wenn nicht in der nächsten Viertelstunde zu einem, zarter Weise sogenannten, Rendezvous halt gemacht würde, müßten sie ausspannen, möchte kommen, was da wolle. Da erschallte endlich das stundenlang von hundertsten totmüder Soldaten ersehnte „Halt!“ Und weiter klang es: „In Jügen links marschirt auf! Nicht euch! Setzt die Gewehre — zusammen! Rührt euch!“

Das war Rettung in der Not! Wir atmeten hoch auf. Die Mäntel und Tornister warfen wir ab, wer etwas Eßbares im Brotbeutel oder sonstwo hatte, fiel darüber her wie ein hungriger Wolf, viele warfen sich platt auf den Bauch und tranken in langen, durstigen Zügen die Sauche aus den Regenpfützen, andre küßten kein andres Bedürfnis, als das der Ruhe, — dicht hinter ihren Gewehrpyramiden hatten sie sich auf den regenüberschwemten, aufgeweichten Boden lang hingestreckt und lagen da, wie tot.

Nach fünf Minuten etwa brachte der Feldwebel die Nachricht, daß wir am Orte des Rendezvous wahrscheinlich bivakieren, mindestens aber ein oder zwei Stunden ausruhen und Speck und Brot zugeteilt erhalten würden.

Jetzt kehrte bei den kräftigsten unter uns der Humor allgemach wieder. Auch der Lieutenant von Berg rieb sich die Hände und der Sergeant Pfeiffer meinte:

„Na, so wäre die Geschichte am Ende doch bloß ein kleiner Spaß.“

„Berstet sich, Sergeant,“ sagte mein Freund Schulz, der sich nun auch wieder zu mir gefunden hatte, „der Ruhetag — er ist doch kein leerer Wahn.“

Auch der Premierlieutenant von K. stiefelte vorüber — straff und elastisch zugleich wie ein Stalstock, selbst, ganz gegen seine Gewohnheit, mit einem Lächeln auf den Lippen, aus dem neben dem Spott über die offenbare allgemeine Ermüdung eine leise Spur von Befriedigung sprach.

„Könt die Mäntel anziehen,“ sagte er sogar huldvoll, als er sah, daß mehrere von seinen Leuten krampfartige Anstrengungen machten, ihren von der Naßkalte der schon bis nahe zur Mitternacht vorgeordneten Nacht durchschauerten Körper durch heftige Armbewegungen zu erwärmen.

Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und suren flugs alle in die Mäntel. Kaum hatten wir sie auf dem Körper, da jagte auf schäumendem Rosse unser Major quer über's Feld. Als er zu unsrer Kompagnie kam, riß er sein Pferd am Zügel zurück, daß es sich hoch aufbäumte und dann wie festgenagelt stehen blieb.

„Wer hat euch erlaubt die Mäntel anzuziehen?“ donnerte er uns an. Der Kompagnieführer war nicht mehr zur Stelle, ein anderer Offizier auch nicht. Darum trat der Sergeant Pfeiffer in stramm dienstlicher Haltung dicht an das Pferd des Majors heran und sagte:

„Zu befehlen, Herr Oberstwachmeister — der Herr Premierlieutenant von K. hat der Kompagnie erlaubt die Mäntel anzuziehen.“

„Der Premierlieutenant von K. ist des Teufels,“ beantwortete der Major diese Mitteilung. „Warum sorgt er nicht gleich dafür, daß seine Kompagnie in Schlafrock und Pantoffeln die Hatz auf den Feind mitmacht? Ich rat euch, rollt die Mäntel so schnell ihr könnt — aus dem Faullenzen wird in den nächsten Stunden noch nichts.“

Damit gab er seinem Klappen wieder die Sporen, daß das prächtige Tier einen gewaltigen Satz nach vorwärts machte und dann blühschnell wie die Windsbraut in die Nacht hinein verschwand. Den meisten von uns stand der Mund buchstäblich sperrangelweit offen. Allerlei Ausrufe des Grimms und Schreckens wurden laut. Die gemeinen Soldaten wollten sich Auskunft holen bei den Unteroffizieren, ob sie wirklich die Mäntel wieder rollen sollten, die wußten aber selbst nicht, was tun und liefen ratlos hin und her. Die allgemeine Verwirrung, welche die Worte des Majors in unsrer Kompagnie hervorgerufen hatte, sollte aber rasch gelöst sein.

Unser Offizier stürzte eifertig herzu und rief:

„Schnell, so schnell wie möglich, Leute, Mäntel herunter — drei oder vier Mann vollen gemeinschaftlich ihre Mäntel. Sofort wird aufgebroschen und keine Kompagnie darf heute im Mantel marschieren.“

Nun wars mit dem Fragen und Sichbefinnen wieder einmal zu Ende. Sofort bildeten sich die Gruppen zum Mäntelrollen. Jeder wollte seinen Mantel von der Gruppe, zu der er gehörte, zuerst gerollt haben. Ich nam vier Grashalme von verschiedener Länge in die Hand und ließ meine Gruppengenossen um den Vorrang lösen. Wer den längsten Halm zog, sollte zuerst kommen. Die drei andern zogen. Mir

blieb der kürzeste Halm in der Hand, das war fatal — daß es für mich sogar verhängnisvoll werden sollte, ahnte ich freilich nicht. Die Mäntel der drei andern waren gerade gerollt, da erschallte auch schon das Kommando: „An die Gewehre!“

Alles warf die Tornister um und sprang zu den Gewehrpyramiden. Die Mäntel der weitaus meisten Kompagniekameraden waren glücklich fertig gerollt. Außer mir standen vielleicht noch fünf oder sechs ratlos mit ihrem Mantel da. Das einfachste wäre gewesen, wir übrig gebliebenen hätten uns zusammengetan und so schnell als möglich das Versäumte nachgeholt, aber ich kante meine Pappenheimer, jetzt wollte erst recht jeder seinen Mantel zuerst fertig haben, und wer ihn glücklich gerollt in der Hand gehabt hätte, wäre damit fort ins Glied gerant, one sich um die andern im geringsten zu kümmern. Ich war daher kurz entschlossen, nam meinen Mantel von der Erde auf, zog ihn wieder an, nam das Kuppel — den Säbelgurt — um den Leib, warf den Tornister über den Rücken und sprang nach dem Orte, an dem mein Gewehr aufgepflanzt gewesen.

Das hatte keine zwei Minuten gedauert. Aber die Kompagnie hatte noch weniger Zeit gebraucht, um die Gewehre aus der Pyramide zu reißen, sie auf die Schulter zu werfen und in notdürftigster Marschordnung im Sturmschritt davonzugehen.

Ich hörte sie noch und sah eine dunkle Masse sich vielleicht hundertfünfzig Schritt vor mir rasch durch die düstere Nacht fortbewegen.

Im Galopp wollte ich ihr nach, — da stieß mein Fuß an etwas an, mit ungeheurer Wucht schlug ich zur Erde, in meinen Leib borte sich etwas ein, wie ein dicker Keil, furchtbar schmerzhaft — — und ich verlor die Besinnung.*)

(Schluß folgt.)

*) Wir sind leider noch einmal genötigt, den Schluß dieser Erzählung für die nächste Nummer aufzusparen. Die Leser werden entschuldigen. Die Red.

Der Froschmäusekrieg. (Schluß.) Der Stoff zu dem gelungenen Bilde ist alt, sehr alt — er wurde, wie man erzählt, von keinem geringeren als von Homer poetisch behandelt; wenigstens besaßen die Alten außer den beiden großen Epen, der Ilias und der Odyssee, die unter dem Namen Homers seit langem zirkuliren, noch eine Anzahl kleinerer poetischer Werke, welche sie gleichfalls ihrem großen Nationaldichter zuschrieben, und darunter befindet sich auch der Froschmäusekrieg („Batrachomyomachie“), eine Parodie der Ilias. Wie in dieser, so nemen hier die Götter Anteil an dem Kriege und füren schließlich durch ihre Intervention das Ende desselben herbei. Aber die Schwächen der lebenswürdigen olympischen Gesellschaft werden in so ergötzlicher Weise gezeigt, daß man das Gedicht nur mit der größten Heiterkeit lesen kann. Dies zeigt bereits der Ton in den ersten Versen des Poems:

„Schwebt der Musen Chor vom Hesperion wieder in's Herz mir!
 Also steh' ich zuerst voll Inbrunst wegen des Sanges,
 Den ich jüngst auf den Knie'n in's Tafelchen niedergeschrieben,
 Jenen unendlichen Kampf, kriegtosende Arbeit des Ares.
 Denn es befehlt mich der Wunsch, der Sterblichen Dren zu künden,
 Wie die Mäuse voll Mut die Frösche bekriegt und die Laten
 Nachgeamt der Giganten, der erdenisprossenen Männer — —“

In dieser Weise erzählt uns nun der Dichter (ich zitiere nach der Uebersetzung von Oberbreyer), wie einst eine durstige Maus — sich am nachbarlichen Teiche labte, dabei von Pausbad, dem König der Frösche betroffen wurde, der, „hoch mit der Rede begabt“, in schönen Worten seine Stellung, Herkunft und dergleichen dem Mäuslein erzählend, an letztere das Verlangen stellt, es solle ihm gleichfalls seine Abstammung und Stellung in der Mäusegesellschaft mitteilen. Das tut denn auch der Angeredete und zwar in ebenso schöner, wie langer Rede, welche jedoch hauptsächlich von den köstlichen Speisen und Näschereien handelt, die zu genießen der edle Mäusprinz das Vergnügen hat. Ob dieser Prahlereien fordert Pausbad das Mäuslein auf, es möge sich auf seinen Rücken setzen, er wolle ihm noch ganz andere Schätze und Wunder in seiner Behausung zeigen. Anfangs gefällt dem Krümchenmauser die Fart, aber bald, als er von den Wellen durchnäht wird, fängt er zu jammern und zu klagen an und findet endlich, als vor den beiden eine Hyder aus den Wellen auftaucht, was dem Frosch unbekümmert um seine Würde zum hurtigen Untertauchen Veranlassung gibt, in dem feuchten Element seinen Tod. Hinterher sprach er aber noch folgende Worte:

„Nimmer, o Pausbad, bleibst dein tückisches Handeln verborgen,
 Das du vom Körper hinab mich Scheiternden warfst, wie vom Felsen,
 Schändlicher! nimmer hättest du mich auf dem Lande bezwungen,
 Weder im Fechten, noch Ringen, noch Laufen; bloß durch Verrat nur
 Warfst du mich in die Flut; doch es wacht das Auge der Gottheit:
 Büßen sollst du es dem Mäuseheer; du wirst nicht enttrinnen!“

Was er sterbend prophezeit ist eingetroffen. Der erlauchte Bröckchenpeiser macht sämtlichen Mäusen durch lange Rede klar, daß das Leid, was ihm von den bösen Fröschen geschehen, allen zum Verderben und Unheil bereitet sei, und sie rüsten sich insgesamt zu jenem Kampfe mit dem herrlichen Kriegsheer der Frösche, dessen Vorgang wir im Bilde wargenommen haben. Als aber die Heere „also gerüstet standen dort am steilen Gestade, schwingend die Speere voll Mut, und das Herz schwoll jedem vor Kampflust — da rief Zeus zusammen im Stern-

himmel die Götter“ — zeigte ihnen das Bewöl des Krieges und die zahlreichen Streiter, und fragte sanft lächelnd die unsterblichen Götter, wer etwa die Frösche oder die Mäuse beschirmen wolle, und sprach zur Athene gewant:

„Töchterchen, du gehst wol am liebsten den Mäusen zu helfen?
 Denn sie hüpfen ja stets in deinen Tempeln in Scharen,
 Von dem Gebüste des Fetts und den Dpferpreisen gelodet!“ —

Ihm, dem Donnerer Kronion, wird von der Pallas Athene die Antwort:

„Väterchen, nie wol möcht' ich den Mäusen in ihrer Bedrängnis
 Hülfe leisten, da die zu viel mir Leides bereitet:
 Kränze zernagten sie mir und Lampen wegen des Deles!
 Doch vor allem trankte mein Herz die schändeste Untat,
 Daß sie jüngst mir schmätlich zerpfückten den zierlichen Schleier,
 Den mit unendlicher Müß' aus zartem Gelpinste und Einchlag
 Selbst ich gewirkt. Nun mahnt und verfolgt mich der wuchernde
 Schneider,

Fordert mit Zinsen sein Geld, denn leihweis gab er den Stoff mir,
 Und — einer Göttin entsezlich! — ich bin nicht imstande zu zahlen!
 Deshalb bin ich den Mäusen erzürnt. — —“

Ist die Geldklemme einer Göttin nicht ergötzlich? — Und erinnert diese köstliche Szene nicht an die Geldkalamität, in der sich mancher heute auf der Erde wandelnde Herrgott befindet? — Doch genug, Athene hat auch nicht Lust, den Fröschen zu helfen, da diese ihre Kunst in anderer, wenn auch nicht so gefährlicher Weise verherzt haben und rät, indem sie den Kampfesmut der Streitenden geschilbert, den Bewonern des Olymps schließlich im Interesse ihrer eigenen Haut ein gleiches zu tun. Dies geschieht denn auch, während der schreckliche Kampf da unten entbrent. Aber als die Frösche am Erliegen sind und schließlich der einzige wirkliche Held im Mäuseheer, Brojamshmauser, schwört, der Frösche Geschlecht gänzlich auszulügen zu wollen, jammerte es Zeus, den Vater der Götter und Menschen, und er fordert die Götter auf, die Athene aus dem Ares zu senden, damit sie den Helden Brojamshmauser (in ihm ist Achilles parodiert) vom Kampfe abziehen und dadurch das Froschgeschlecht vor gänzlichem Untergang bewahren. — Aber Ares glaubt nicht, daß ein einzelner der Bewoner und Beherrscher des Olymps des Schrecklichen Herr werden könne, und er plaidirt für Auszug zum Kampf der gesamten Götterfamilie oder empfiehlt im verneinenden Falle dem Zeus, er möge seine gefährlichste Waffe, den Blitz, unter die Sieger schleudern. Dem letzteren gibt der Kronide nach, als aber auch dieses one Erfolg bleibt, sendet er den Fröschen die Kreebe zu Hülfe, die denn auch durch ihr Kneifen mit den Scheren das siegreiche Mäuseheer in die Flucht schlagen. So in aller Kürze die Handlung, die uns das köstliche alte Gedicht vorführt. Wie reizend in demselben die Gebrechen und Schwächen der griechischen Götter geschilbert werden, dafür geben die wenigen zitierten Stellen das beste Zeugnis ab. Ob aber das in der Iliade geschilberte Betragen der Olympier diese Parodie verdient, mag dahingestellt sein. Jedenfalls sind die durch den Kampf vor Troja veranlaßten Szenen zwischen den beiden Parteien auf dem Götterwonsitz, die menschlich-kleinlichen und raffinierten Kniffe, die von den einzelnen Göttern angewandt werden, um der von ihnen protegirten Partei zum Siege zu verhelfen, sehr geeignet, den Spott eines witzigen Kopfes herauszufordern. Dann müssen sich diesen die Götter auch gefallen lassen, wenn sie sich in die menschlichen Streitigkeiten mischen, oder wol gar selbst dieser oder jener Partei die Brücke treten. Jedem Gott, der dies tut, der sich schlechtweg menschlich betragt, geschieht nur was recht und billig ist, wenn er auch menschlich beurteilt und behandelt wird. Den besten Beweis für die Güte des fraglichen Gedichts findet man wol darin, daß es heutzutage immer wieder in neuen Uebersetzungen erscheint, und immer noch nach so viel tausenden von Jaren seine Leser findet. Es ist denn auch im Laufe der Jahrhunderte nicht allein oft übersezt worden, sondern hat oftmals den Vorwand zu neuen ähnlichen Schöpfungen abgegeben. So läßt 1595 Georg Kollenhagen (geb. 22. April 1542, gest. 18. Mai 1609), Prediger und Rektor in Magdeburg, eine Nachbildung des „Froschmäusekriegs“ unter dem Titel: „Froschmauser oder der Frösch und Mause wunderbare Haushaltung“ erscheinen. Das ursprüngliche Gedicht blieb nur Vorbild, die Handlung wird verändert und an Stelle der olympischen Gesellschaft tritt eine andere, die hier parodiert wird. Welcher Art der Zufall ist, get schon aus einer Aeußerung des Prof. Veit Ortel zu Wittenberg hervor — der das homerische Gedicht 1566 erklärt und dadurch Kollenhagen zu seiner Nachahmung veranlaßte — welcher, als er die erste Uebersetzung des homerischen Froschmäusekriegs von unferem deutschen Verfasser las, zu dem letzteren sagte: „wie man die ratschlege von regimenten und kriegen nützlich hineinbringen vnd also eine formliche deutsche Lektion, gleichsam eine Contrafaktur — Konterfei — dieser vnser zeit daraus machen könnte.“ Das ist deutlich. Die Frösche und Mäuse sind Typen aus der damaligen menschlichen Gesellschaft, und die von den Mäusen und Fröschen erzählte Geschichte gibt nur die Form, um die Zustände der politischen und sozialen Zustände jener Zeit zu geißeln und lächerlich zu machen. Aenliche Gedichte erstanden in Deutschland in Fischari's „Flohaz“, in Christof Fuchs' „Müdenkrieg“, der von Balthasar Schnurr zu einem „Ameisen- und Müdenkrieg“ erweitert wurde und in Wolfhart Spangenberg's „des Flohes Strauß mit der Laus“. Ob sie heute — natürlich zeitentsprechend verändert — auch noch am Plaze wären, mögen sich die Leser dieser Blätter nach der kurzen Erzählung des Froschmäusekriegs selbst beantworten. —

ort.

Testaments-Eröffnung. Die diesen Vorgang malerisch behandelnde Illustration auf Seite 412—13 ist ein Werk L. Bokelmanns, desselben Künstlers, dessen „Letzte Augenblicke eines Wallkämpfers“ wir vor nicht so langer Zeit an dieser Stelle besprochen. Das Originalgemälde unseres heutigen Bildes ist der Nationalgalerie zu Berlin einverleibt und gehört mit zu der Kategorie von Werken, die nicht allein einen sehr woltuenden Kontrast zu den in diesem Tempel der Kunst sich etwas über Gebühr breitmachenden Schlachtenbildern abgeben, sondern auch das Beste bieten von dem, was die neuere Kunst hervorgebracht hat. Kriegsgewühl, vor allem das moderne, bildlich dargestellt, wird nie in dem künstlerisch Empfindenden das Gefühl der Schönheit erwecken oder fördern. Es ist nun zwar auch ein Krieg, der den Ausgangspunkt und ursprünglichen Grund zu der auf unserm Bilde vorgeführten Handlung bildet, allein dieser Krieg unterscheidet sich dadurch von dem gewöhnlichen mit seiner periodischen Wiederkehr und kürzern Schlachten, daß er nicht mit kruppigen Gusskannonen und Mauersegewehren geführt wird, — Neid, Habgucht sind die Motive und die kleinlichsten Chikanen sind die Aeußerungen dieses Streites im kleinen, der in der Gesellschaft im allgemeinen, aber leider zu oft in besondern unter den Angehörigen einer Familie tobt. So auch hier unter der glänzenden Gesellschaft, die von allen Seiten herbeigekommen ist, um das Erbe des verstorbenen „Onkels“ Otto Freigang zu teilen. Daß diese Gesellschaft von Verwandten nicht in der schönsten Harmonie lebt, zeigt uns unser Bild nur zu deutlich, aber heute — noch vor einer Stunde — waren alle von dem einen Gedanken besetzt, „ich und kein anderer darf dieses kolossale Vermögen des alten „Sonderlings“ besitzen.“ Sie waren darin fast so einig, wie vor langen Jahren in dem kleinlichen Streiten gegen den verstorbenen „Sonderling“, der damals allerdings für einen „tollen Kopf“ galt. Erzählen wir die Geschichte. Genanter Otto Freigang war einst der Stolz seiner Familie. Körperlich schön, geistig begabt, machte er schon als vierzehnjähriger Mensch seinen Eltern Hoffnung auf eine ruhmvolle Laufbahn. Seine ersten beiden Universitätsjare vermehrten seinen Fleiß, seine Kenntnisse und damit auch den Glauben seiner Verwandten an seine Zukunft. Da mit einemmale gingen alle diese schönen Träume verloren. Nicht als ob unser Held lässig im Studium oder läderlich geworden wäre — beware! Er hatte früher den Verbindungen seiner Kommissionen angehört, er hatte gepaukt, gekneipt, kurz alles getan, was so ein junger Student nun einmal für unumgänglich notwendig hält, und seine Eltern nebst Vätern und Bettern hatten natürlich an dem jungen Sausewind ihre Freude gehabt. Jetzt unter der immer offener auftretenden Reaktion erhielten allmählich die sonst so harmlosen studentischen Vereinigungen politischen Charakter und suchten eine vaterländische Bewegung in Szene zu setzen. Otto Freigang war nicht nur dabei, er war sogar einer der sogenannten Führer. „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“, das war einer der Fundamentalsätze der Gesetzgebung des Staates, dem als Einwohner anzugehören er das Vergnügen hatte, und der Satz war ihm zu oft von den Rednern herab gelehrt worden. Er selbst aber war eine zu ehrliche Natur, um nicht das, was in der Theorie gelehrt wird, auch ins praktische Leben zu übertragen. Als er demnach erleben mußte, wie dieser Satz nicht nur für einen „außerwählten“ Kreis beschränkt bleiben sollte, sondern wie man sogar einige freidenkende Lehrer maßregelte, da schloß er sich mit dem Feuereifer der Jugend der politischen Bewegung an. Relegation und mehrjährige Festungshaft waren das erste Resultat seines Beginmens, und diesem folgte der gänzliche Zerfall mit seiner Familie, die ihm diese „Verirrung“ nicht verzeihen konnte. Der empfindlichste Schlag traf ihn jedoch, als das Wesen, welches ihm Treue fürs ganze Leben gelobt, von ihm zurückwich und später seinem Bruder — einer Krämerseele, die beschränkt genug war, sich später eines Kommerzienrattitels zu erfreuen —, der sein ärgster Gegner in diesem Streite war, die Hand zum ehelichen Bunde reichte. Das erbitterte ihn und erzeugte einen solchen unauslöschlichen Haß, der jede Ausöhnung mit seiner Familie unmöglich machte. Als ihm schließlich noch seine aktive Beteiligung an den Ereignissen des „tollen Jares“ eine lebenslängliche Buchhausstrafe, wenn nicht noch schlimmeres, in Aussicht stellte, da schüttelte er den Staub seines Vaterlandes von den Füßen und suchte sich ein neues Heim „jenseits der großen Wasserwüste“. Wie vielen war auch ihm dort fortuna günstig, und vor nunmehr zehn Jahren lehrte er als mehrfacher Millionär in seine ursprüngliche Heimat zurück, kaufte sich das inmitten der Wohnungen seiner Verwandten auf einem kleinen Berge liegende Schloß des ausgestorbenen Geschlechts derer von oder zu Dnewiz und lebte, nachdem er sich seine neue Wohnung auf das eleganteste hatte herrichten lassen, einsam und zurückgezogen. Man wußte, wer er war, hörte und sprach von seinem Reichtum und nante ihn, weil er weder mit der Hautebofée der Umgebung noch mit seinen eigenen Familienangehörigen verkehrte, sondern sich auf ein uneigennütziges Unterstützen der zahlreichen Armen der Gegend beschränkte, und im übrigen in stiller Zurückgezogenheit lebte, einen Sonderling. Nur ein ehemaliger Jugend- und Studien-

freund, ein Doktor der Medizin, der ihm treu geblieben, verkehrte mit ihm oder darf seine Gesellschaft ansuchen. Da mit einemmale erfährt man, daß der absonderliche Einsiedler vom Berge gestorben ist. Das Leichenbegängnis ist sehr zahlreich, vor allem sind die Verwandten des Verbliebenen numerisch stark am Platze. „Man soll seinen Haß nicht über das Grab ausdehnen“, sagen sie; einige Seufzer und eine Portion konventioneller Tränen beweisen den edlen Grundsatz. Aber im stillen denkt jeder für sich, ob wol auch der alte Sonderling so gedacht haben mag? „Wenn er aber gegen uns, seine Brüder und Schwestern wirklich keine persönliche Neigung hegte, diesen uns unerklärlichen Haß kann er unmöglich auch gegen unsere Kinder geltend machen!“ So kalkuliert man und stützt sich schließlich auf das treffliche Erbrecht, das doch nach den Anschauungen des Philisters gänzlich unnütz wäre, wenn es nicht hie und da — wenn nicht gar sehr oft — jemandem unverhofft zu unerbittlichem Erbe verhälfe! Genug, unter allem möglichen Hoffen und Raten ist der wichtige Tag der Testamentseröffnung herangekommen, alle, die da glauben, ein Anrecht auf das Vermögen des Verstorbenen zu haben, sind rechtzeitig in dem Salon Freigangs versammelt, und nun, lieber Leser, sieh dir die zahlreiche Gesellschaft genau an, und dann sage mir, ob alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind? — Sieh da links in der Fensternische den Kommerzienrat und sein vis-à-vis, seine Tochter, — sieh die Dame im Vordergrunde am Arme des Herrn, — schau die übrigen mit wenigen Ausnahmen an und du wirst nichts finden als — Enttäuschung. Fast starb vor Enttäuschung die einen, schadenfroß lächelnd die Dame da links in der Ecke über den Misserfolg der Schönen im Vordergrund: „Die hatte sich nun sicher schon als reiche Erbin gedacht, und nun — —“ Und doch sind die berufenen Erben alle gleich bedacht worden, keiner ist leer ausgegangen. „Jeder soll eine kleine Erinnerung an mich haben“, jagte Otto Freigang zu seinem Freunde, dem Doktor Brand, und jeder hat auch heute dieses Geschenk erhalten, — aber wo bleiben die Millionen, das wichtigste Objekt? Nun, das kleine, unschuldige Mädchen im Mittelpunkt, sie kann zwar heute keinen Ausschluß darüber geben, aber sie ist die Glückliche, ist Universalerin des so bedeutenden Vermögens. Sie — jetzt eine elterlose Waise, als Pflegekind aufgenommen von der vor ihr sitzenden Dame — ist die Entelin einer Tante des Erblassers, die seinerzeit unter ärmlichen Verhältnissen lebte und deswegen von ihren reichen Verwandten nicht gesant wurde. Sie war aber die einzige, welche Otto Freigang, als er enterbt und verstoßen aus dem Vaterhause ging, mit ihren schwachen Mitteln unterstützte und, was ihm mehr galt, ihm eine mütterliche Freundin blieb. Mit der Klausel, welche ihrer Entelin mit einem Schlage zu einem der größten Vermögen in der Umgegend verhilft, hat demnach nur der Testator einen schönen Akt der Wiedervergeltung geübt. Und es erzeugt entschieden ein angenehmes Gefühl, daß der kleine, sich um die glückliche Erbin schließende Kreis seine Freude über diese Wendung deutlich ausdrückt. Selbst die neidischen Gesichter der beiden Frauen im Hintergrunde sind nicht imstande, diese Stimmung zu befechtigen, und wir gehen befriedigt über diesen Abschluß von dannen. Ob die andern auch? Die Aeußerungen über den Toten, wie: „herzloser Mensch“, „extremer Kerl“, „aus lauter Freisinnigkeit ist er übergeschnappt“ u. s. f. u. s. f. beweisen am besten, daß die heute Morgen so gehobene, erwartungsvolle Stimmung auf dem Gefrierpunkt angelangt ist. — Sollen wir noch etwas zum Lobe des vortrefflichen Bildes sagen? Es ist wol überflüssig, das Werk spricht für sich selbst, und wir raten jedem, der Berlin besucht, sich das Original anzusehen, er wird dann finden, daß die Wirkungen des Kolorits sowie die der Zeichnung noch viel schönere sind. Die seine psychologische Beobachtungsgabe des Künstlers sowie seine geschickte Massenverteilung, seien es nun Figuren oder architektonische Gliederungen und dekorative Ausschmückung, zeigen unstreitig auch der treffliche Holzschnitt. nrt.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Ein Gedicht gegen die Pfaffen. Ein würzburger Gedicht aus dem Ende des 14. Jahrhunderts — also ungefähr hundert Jahre vor der Geburt Luthers entstanden — lautet:

Der Pfaffen wollen wir sein entladen,
Denn die Rösch' und Pfaffen
Haben ja sonst nichts zu schaffen,
Als mit Weibern.
Wir wollen sie aus den Klöstern treiben
Und daraus nemen all' ihr Gut.
So mögen wir werden wolgemut.

Freilich, der Adel kommt in diesem Gedichte nicht besser weg. Es heißt darin weiter: Der Edeln wollen wir sein entladen,
Des Kriegs sie müssen unterliegen,
Wir wollen sie sahen alle,
So leben wir mit freiem Schalle. lb.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Ein erfolgreicher Kampf der Chemie gegen unterirdische Nebenwäster, von Rothberg-Bindener. — Wunderliche Heilige. Bilder aus der Kulturgeschichte des ersten Jahrhunderts, von Dr. Max Bogler (Fortsetzung). — Harmlose Blandereien und Geschichten (Fortsetzung). — Testaments-Eröffnung (mit Illustration). — Der Froschmäusekrieg (Schluß). — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Ein Gedicht gegen die Pfaffen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Gohlis-Leipzig (Mödemische Straße 30d). — Expedition: Färberstr. 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Leipzig.